



Strupp.

Kriegsskizze von Paul Alexander Schettler.

(Nachdruck verboten.)

Mit Strupp war eine Veränderung vor sich gegangen. Seitdem man ihm seinen Herrn weggeholt, seitdem der Krieg ihm den Freund und Gebieter entführt hatte, war aus dem tollkühnen, ausgefallenen Strupp ein stiller Melancholiker geworden. Ein Fremder hätte ihn nicht wiedererkannt. Doch an dem Morgen, als sein Herr ihn zum letzten Male freigesetzte und das Fell klopfte und ihm in die treuen Augen sah, sprach Strupp mild und freundlich an seinem Freunde empor, so daß sich Leutnant Hänel die neue Feldgrau noch einmal gründlich büchsen lassen mußte. Aber das tat ja nichts, zwei alte Freunde wie Strupp und er nahmen einander nichts übel.

Und es wurde auch dem Herrn Leutnant nicht leicht, den vierbeinigen Freund zu verlassen. Der eine läßt die Frau, der andere Frau und Kinder, der dritte die Eltern zurück, er, ein Junggeselle, hatte im Grunde kaum einen anderen Freund als diesen göttlichen Schäferhund, den er einem alten Faktotum zur Pflege überließ, solange er draußen im Felde bleiben mußte. So wurde auch ihm der Abschied nicht leicht. „Wer weiß, wann wir uns wiedersehen, Strupp, was?“

Das waren die kurzen Abschiedsworte. Und dann war der Leutnant gegangen und nicht wiedergekehrt. Ja, er war nicht wiedergekehrt. Das war's, was Strupp nicht fassen konnte. Da ging sein Herr auch früher ohne ihn aus, und der alte Joachim blieb mit ihm zu Hause. Das war traurig, aber doch immer nur auf kurze Zeit. Immer kehrte der Herr ja zurück. Und schweißweind und bellend empfing ihn Strupp, schon wenn er unten im Hausflur den bekannten energiegelichen Schritt vernahm.

Und jetzt? Wo blieb er nur, der gute Herr und Freund? Strupp wartete und wartete verzehens auf die Heimkehr seines Bestieners. Immer unruhiger, immer quälender empfand sein Gemüt die Trennung von dem Menschen, der ihm Freund, Wohlfürter und Herr, alles war. Die letzte Zeit war er unaufhörlich zur Tür gegangen, hatte auch an der Türpalte geschnüffelt und gelauscht, wohl auch an Türspalten gekratzt, bis ihm der alte Joachim dies unterlagert hatte. Dann war er unruhig in der Stube auf und ab gehaulen, war bellend an Joachim hochgesprungen, der aber diese Fragen auf seine Weise als Belästigungen aufsaßte und abwies. Schlimm war es des Nachts. Strupp war gewohnt, auf einer Matze vor dem Bett seines Herrn zu schlafen. Als dieser nun gar nicht wiederkommen wollte, begann Strupp zu heulen und zu weinen, bis Joachim mit der Peitsche ihm auch das austrieb. Von da an war Strupp still und niederbedrückt. Stumm lag er in seiner Ecke und sah mit glanzlosen Augen vor sich hin. Er fraß wenig und das nur mit Anlauf. Sein Aussehen wurde zusehends schlechter, er magerte ab und schließlich bedrückte ihn.

Dem Joachim, dem der Hund anvertraut war, machte diese Veränderung Strupp's nicht wenig Sorge. Er wußte wohl, was dieser „Köter“ seinem Herrn wert war, und er konnte es sich nicht erklären, daß das gute Wesen, das er dem Tier vorsetzte, seinen Befehl fand. Schließlich entschloß er sich, einen Tierarzt zu Rate zu ziehen.

Der Tierarzt kam, schüttelte den Kopf, verschrieb eine Medizin und meinte, Joachim möge mit dem Hund am nächsten Tage zu ihm kommen, er könne das Tier dann einer gründlicheren Untersuchung unterziehen. Joachim war gewiß kein Kenner der Hundeseife, sonst hätte er Strupp an der Seine zum Doktor geführt. Allein er glaubte, das frante Tier werde ihm folgen sein. In dem Augenblicke, als sich Strupp das Hausort öffnete, war er auch schon auf Nimmerwiedersehen dem alten Diener entwichen, dessen Rufen, Pfeifen und Flüchen den Auszeiger nicht zurückholen konnten.

Seit Wochen stand Leutnant Hänel im Felde. Kämpfe in Belgien und Frankreich hatte er mitgemacht, und wenn

ihm auch nicht die Strapazen des Krieges erspart geblieben waren, so hatte er sich doch immer durchgeschlagen, ohne daß er mit Kugeln und Granaten persönliche Bekanntschaft gemacht hätte.

Er mußte selbst oft verwendet den Kopf schütteln darüber, daß er in diesem Granatenebel unverwundet geblieben war, während ihm zur Seite manch Kamerad im Feuer blieb. Es setzte sich in ihm so etwas wie das zuverlässige Bewußtsein fest, tugelhaft zu sein, und das gab ihm doppelte Anerkennung und Sicherheit. Auch als er sich

Tote Turkos im Walde.

Von Rudolf Rieth (im Felde).

Was grüner Nüchling bricht ein Schrei von Farben, blau, gelb, farnfarben lüft es kraus den Plan: Gestützt aufrecht zwischen Ginstergarben und Nadeln, bronzeblau und eitel aufgetan.

Gleich angepöppelt Teufeln oder Affen schweißig hingewälzt liegt es im Gras. Gefallene Turkos! — Still, noch glotzt im schlafenen Auge ihr letzter Blick wie blindes Glas.

Fäulnis verflammt. Ein laßles Zähnebleken speert breitet die Mäuler unter bloßem Hirn. Kau hängt im wirren Haar. Schweißfluten schledern jammend das schwarze Blut von Brust und Stirn.

Retrogen Volk! um schiefste Wohlthat bühend die frohe Tierheit, die ein Gott euch gab — Bald klirren Spaten her. Sinkt Nacht! ... Und grüßend geh'n halt die Sterne über eurem Grab.

In nichts erstarrt, als für die Söhne müder Kulturen zu verbluten, liegt ihr da — So weßt denn hin, trübte der Menschenbrüder, im weißen Traum von eurem Afrika!

am Stellungskampf, der sich von Schützengraben zu Schützengraben abspielte, beteiligte, wo es oft hart auf hart ging, und jeder Kubzettel Landes erkämpft werden mußte, wo mit dem Bajonett Mann gegen Mann gerungen wurde, verschonte ihn ein gnädiges Geschick.

Nun waren Truppenverchiebungen eingetreten und das Schicksal verschlug den Truppenteil, dem Leutnant Hänel zugeeilt war, nach dem Osten. Hier sah er sich neuen Aufgaben gegenüber, die ihn mit großen Erwartungen und Totendurst erfüllten. Die großen Schlachten, die hier gefämpft wurden, würden neue gemaltige Erlebnisse mit sich bringen. Das Herz des begeisterten Soldaten schlug höher, als es hieß, den Stellungskampf mit der offenen Feldschlacht zu vertauschen. Freilich, er sollte von dem Neuen, das ihn hier erwartete, nicht allzuviel kennen lernen. Gleich nach dem ersten achtungsvollen Marsch im fernen, brüchigen Schnee, bei schneidenden Frost über zum Teil unwegamen Wäldern ließ man auf feindliche Abteilungen.

Hier war es, wo Hänel sein allzu schneidendes Vorgehen büßen sollte; während der Erklärung der feindlichen Stellungen fand er plötzlich nach vorn über in den Schnee, während die Kameraden ihm zur Seite — nicht achtend seines Falles, vorwärts stürmten.

Etwas von Besuchen.

Von Dr. Joachim v. Bülow.

(Nachdruck verboten.)

Es gibt Besuche, die nachher wieder weggehen, ohne daß einer der beiden Teile weiß, weshalb sie überhaupt kamen. Immerhin besitzen sie doch diesen letzten Rest eines allmächtigen abhanden kommenden Schamgefühls und unterliegenden sich dadurch angenehm von den sogenannten Wohnbesuchen.

Diese sind wie die guten Ideen. Sie sitzen schon früh beim ersten Frühstück neben uns, sie gehen mit uns in unser Stubezimmer und verlassen uns erst beim Einblasen. Man kann sie nicht gebrauchen und sie kosten Geld.

Ein Wohnbesuch hat immer Zeit. Er hat Ferien. Ist er anspruchsvoll, so nennt er es logar Urlaub, um dadurch eine Last von Wägen vorzutauschen, die ihn in unseren Augen heben soll.

Darum verachtet er jeden, der nicht gerade eine Paule im Geldverdiensten macht. Weiß ich er logar mit uns verdammt, und man kann ihn Grobheiten sagen, ohne daß er es offen über nimmt. Hinterher schimpft er so über lo. Er legt sich unbehilflich auf den Rücken, den ich seit Jahren einnehmen gewohnt bin, und macht dann, wenn ich ihn schäutern darauf hinweise, ich solle kein Gewohnheitstier

sein. Greife ich früh nach meiner Zeitung, weiß es der einzige Moment ich, wo ich dazu Zeit habe, entwindet er sie mir milde, da er sich auf das Blaue mit mir gefreut habe.

Nachher tut er, wie wenn er meine Arbeit achte. Er geht auf laut knurrenden Felsenböden im Zimmer herum, überst in allen Ecken, nimmt sich ein Buch aus der Bibliothek, von dem er vorwurfsvoll den Staub abbläst, so daß ich noch von Glück sagen kann, daß er nicht „Schwein“ mit dem Finger auf die Tischplatte schreibt, wirft einen Stoß Manuscripte vom Stuhl, wo sie allerdings nichts zu suchen hatten, und schnaubt sich schließlich so lange donnernd die Nase, bis ich höflich frage, ob er den Schmuppen habe. Das hat er nur gemollt. „Da du dich doch einmal unterbrochen hast“, hebt er an und ergäßt mir eine entsetzlich langweilige Geschichte aus unserer Jugend, die ich längst kenne. Dann entbedt er das Telefon und ist für die nächste halbe Stunde beschäftigt, danke ich wenigstens. Wer er kann nicht telephonieren. Bei ihm in Pölnisch-Zielenitz haben sie ein anderes System. Er zeichnet es mir auf, indem er meinen Terminkalender benutzt. Also muß ich ihm helfen. Nachher will er es allein verwalten. Bitte, laß dich doch nicht hören.“ Es gelingt ihm natürlich nicht, und er fängt an,

das Amt zu beschimpfen, so daß ich mich entschuldigen muß, um nicht wegen Beleidigung abgemittelt zu werden.

„Du rauchst immer noch nicht?“, meint er bedauernd und fängt an, meine Stube vollqualmen. Ich prüfte und nieße und reiße das Fenster auf, aber es sieht ihm, und ich beginne zu verstehen, wie einem Schinken zumute ist, dem man räudern will.

Schließlich verlangt er von mir einen Führer durch Berlin, den ich natürlich nicht habe, denn was soll ich damit? — Verjudt mich zum Besuch einiger Museen zu bewegen, und als ihm das mislingt, bestellt er mich zu einer mit gänzlich unpassenden Stunde in ein teures Weinlokal, wo ich jähstrebend für ihn zahlen darf.

Dafür hat er abends eine Einladung bei alten Freunden angenommen, wo er mich „so recht gemüht“ mitnehmen will. Ich kenne die Berliner Gemühtheit, aber da keine Einladung auf Butterbrot und eine kleine Bowle lautet, laufe ich wirklich darauf herein. Denn aus der kleinen Bowle entwickelt sich ein Riesentopf mit Firnissen und aus dem Butterbrot ein Diner von 10 Gängen, während man vergeblich auf das heiß ersehnte Butterbrot lauert, das ein

